

Die Neue Welt

Nr. 39

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Onkel Franz.

Roman von J. Bilcher-Glaufen.

(Fortsetzung.)

Schwere, tattfeste Schritte erklangen draußen; es waren die Fischer, die wieder vorüber kamen. „Ach, kommt doch herein und helft ein wenig!“ rief die Frau. Sie lief ans Fenster, beugte sich hinaus und winkte ihnen.

Sie kamen langsam herein und blieben stumm an der Tür stehen. Verstoßen wischten sie sich die Tränen ab, die über ihre gebräunten Wangen hinabrollten, dann hoben zwei vorsichtig die Leiche auf; sie faßten sie so zart an, als sei es ein kleines Kind. Aber der dritte trug Raja in die Schlafstube und legte sie behutsam auf das Bett neben dem des Toten. Dann entfernte sie sich schweigend. Hier waren Worte eitel.

Die Fischersfrau, die Helle auf dem Arm hatte, trat zögernd näher und fragte, ob die gnädige Frau den Jungen nicht ein wenig nehmen wolle, er sei so sehr betrübt. Aber Raja hörte sie nicht.

In diesem Augenblick war Helle ihr kein Trost; er war eher eine Anklage. Hatte sie denn nicht Onkel Franz um feinetwillen geopfert? Unwillkürlich wandte sich das Gesicht von Helle ab, so oft er sich ihr näherte, schließlich nahm ihn die Fischersfrau mit in ihre Stube, und eine halbe Stunde später hörte Raja ihn mit den anderen Kindern lärmen.

Sie blieb zusammengesauert auf dem Bett sitzen, den ganzen langen Tag hindurch, und betrachtete unbeweglich das feine, bleiche Gesicht an ihrer Seite. Sie sah, wie die Züge mehr und mehr erstarrten, wie die Haut stramm und gelb und die Lippen blau wurden.

Sie saß da und wickelte die weiche Haarlocke, die über seine Stirn fiel, um ihren Finger, und wieder und wieder preßte sie ihre Lippen auf den kalten Mund, den sie gestern so warm geküßt hatte.

Der Schmerz lag über ihr, die stille furchtbare Größe des Todes. Alles in der Welt kam ihr nun so klein vor. Selbst Helle, der sie bis zu diesem Tage gänzlich erfüllt hatte und wie ein

willen und dann wählte ich Helle anstatt Deiner. Nun bin ich gestraft!“

Sie war so entsetzt über diesen Gedanken, daß sie, die Hände um die Knie gefaltet, eine ganze Stunde lang tränenlos darsaß und still vor sich hinstarrte.

Dann fühlte sie plötzlich, daß sie fror, und ohne es selbst zu wissen, stand sie auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Mutter! Mutter! mach' mir auf!“ erklang ein Stimmchen von draußen; und sie machte leise auf; schloß aber die Tür wieder, sobald er eingetreten war.

Helle trat zögernd näher. Er hatte sein ganzes Schürzchen voller Frühlingsblumen. „Vaters Blumen,“ sagte er und hielt ihr den duftenden Strauß entgegen.

„Wir wollen noch mehr pflücken,“ sagte sie, „jeden Tag wollen wir pflücken. Du sollst in einem Meer von Blumen liegen, Franz.“

Aber schon der Duft der Blüten genügte, um sie ganz zu überwältigen; sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und brach in Tränen aus.

Helle schlich leise zu ihr hin. Zuerst betrachtete er den Vater ängstlich. Aber als er das Lächeln in dessen Gesicht sah, wurde er ganz mutig. Er konnte doch sehen, daß Vater froh war, er lächelte ja. Und er nickte ihm verständnisvoll zu — einmal — zweimal. Dann zog er Mutter am Ärmel, er fürchtete sich heute ein wenig vor ihr, aber er faßte doch Mut und zog noch einmal, so daß sie endlich den Kopf aufrichtete.

„Sieh,“ sagte er, „Vater lächelt.“



Verschlitten von Langholz.

Teil ihres eigenen Jochs gewesen war, selbst Helle wurde klein und trat zurück.

Es war, als gehe er sie gar nichts mehr an, während sie so darsaß und auf ihre tote Liebe schaute.

Sie wußte selbst nicht, welches Gefühl nagenader Reue sie ergriff, während sie darsaß und den Toten anschaute und ihren Oberkörper unbewußt hin und her wiegte, aber plötzlich wurde es ihr klar, und sie warf sich über ihn.

„Ich habe Dich getötet, ich habe Dich getötet!“ schluchzte sie.

„Zuerst verlieh ich Dich um eines anderen

Raja folgte der Richtung seines Blickes, und nun sah auch sie es. Sie sah, wie dieses Lächeln Gewalt über das Gesicht hatte. Sie sah, wie es um die erstarrten Lippen lag, gleich einem Protest gegen das Grauen vor dem Tod, als Schutz gegen die Kälte des Todes, sie sah, wie es gleich einem Licht in der Dunkelheit leuchtete.

„Gott sei Dank, daß Du glücklich gestorben bist!“ flüsterte sie, „ohne eine Ahnung von dem, was bevorstand. Denn jetzt hättest Du es nicht ertragen können — nicht wahr? Nein, Du hättest es nicht ertragen können — wenn Du gewußt hättest, daß mir die Trennung von Dir das Herz bricht, es langsam und sicher bricht.“

Es war etwas in dem Klang ihrer verzweifelten Stimme, was Helle mutlos machte.

Über warum gab denn Vater keine Antwort?

Er schlich an das Kopfende, um Vater besser sehen zu können.

Er meinte, er habe so Heimweh nach Vaters Stimme. „Vater soll mit Helle spielen,“ sagte er einbringlich. Er ergriff eine der blassen Hände, die schwer über die Bettkante hing, ließ sie aber sogleich wieder los. „Vater soll mit Helle spielen,“ wiederholte er mit Tränen in der Stimme.

Über Raja schob ihn heftig zurück. Seine Worte schnitten ihr ins Herz. „Er nützt nichts, daß Du ihn ruffst. Vater kann Dich nicht hören,“ sagte sie. Da rollten große, runde Tropfen über Helles Wangen herab. Noch nie, so lange er zurückdenken konnte, hatte es eine Zeit oder einen Ort gegeben, wo Vater ihn nicht hören konnte, und nun sagte Mutter, daß es nichts nütze, wenn er rufe.

„Vater kann mich nicht hören,“ klagte es in seinem Herzchen, und er weinte, als sollte es ihm brechen. Aber da fühlte er sich plötzlich von Mutters Armen umschlungen und fest an ihre warme Brust gepreßt. „Ach, Helle, Helle, nie werden Du und ich ausgeweint haben!“

Und er fühlte, wie ihre Tränen unaufhörlich in sein lockiges Haar fielen, und es war ihm, als ob sie brennten.

Helle wußte nicht, was der Tod war, er hatte keine Ahnung davon, wie unbarmherzig dieser trennte — aber Vater lag so entsehtlich still da und gab keine Antwort, wenn er ihn darum bat, und deshalb weinte er.

Raja trug ihn in das anstoßende Zimmer.

Auf dem Tisch lag Onkel Franz' Uhr. Sie sah flüchtig darauf und verwunderte sich, daß es schon sieben war. Wo war der ganze Tag geblieben? Hatte sie sechs lange Stunden drinnen bei dem Toten gefessen?

Sie rief die Fischersfrau und bat sie, ihr zu helfen, Helles Bettchen in die Wohnstube zu tragen; dann begann sie das Kind auszulegen.

„Warum darf ich nicht bei Vater schlafen?“ fragte Helle.

„Weil Vater Ruhe haben muß.“

„Erwacht Vater morgen?“ fragte er.

„Nein — nein — Du darfst nicht mehr fragen,“ — sie unterdrückte mit Gewalt das Weinen — „sei nur ganz still — ganz still.“

Die Fischersfrau blieb einen Augenblick stehen und betrachtete Rajas bleiches, schmerzliches Gesicht, dann ging sie und kam gleich wieder mit einer großen Tasse dampfenden Kaffees und etwas Kuchen zurück.

„Sie müssen etwas essen, sonst werden sie krank,“ sagte sie.

Aber Raja schüttelte nur den Kopf, sie warf kaum einen Blick auf den Kaffee.

Da wurde die Frau ganz rot vor Erregung. „Was meinen Sie wohl, was der da drinnen sagen würde?“ fragte sie und machte eine Bewegung mit dem Kopf nach der Schlafzimmertür. „Es wäre ihm gewiß nicht recht, wenn Sie sich zu Tode grünten, so lange Sie für diesen da zu sorgen haben.“ Und sie deutete auf Helle, der sein Nachthemden auf der Brust zusammenhielt und nach dem heftigen Weinen noch schluchzte.

Durch den erregten Ton der Frau geweckt, schaute Raja auf. Es war, als ob diese Stimme

sie aufscheuchte, so daß sie wie aus einem Schummer erwachte. „Die Frau hat recht,“ dachte sie. „Sie hat ganz recht. Wie merkwürdig, daß eine Fremde kommen muß und mir sagen, was meine Pflicht ist.“

Ohne ein Wort zu erwidern, trat sie an den Tisch, nahm die große Tasse mit beiden Händen und trank den warmen, dampfenden Inhalt in großen Zügen. Aber dann schob sie mit dem Ausdruck des Widerwillens den Teller zurück.

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit,“ sagte sie. „Das übrige müssen Sie fortnehmen, ich kann nicht mehr.“

Die Frau begriff, daß hier kein Zureden helfen würde, und befriedigt, daß es ihr wenigstens soweit gelungen war, ging sie leise wieder hinaus.

Inzwischen hatte Raja den Kleinen zu Bett gebracht.

„Mutter, sing' Helle!“ sagte er und faltete wie gewöhnlich die Händchen zum Abendgebet.

„Mutter kann heute nicht singen, Helle.“

Ein verständnisvoller Blick glitt über Helles Gesicht. „Erwacht Vater sonst?“

„Nein, nein, aber,“ sie sah sich ratlos um. Wohin sollte sie flüchten vor all diesen Fragen, die mit kindlicher Ausdauer wiederholt wurden und die schonungslos in ihre tiefe Herzenswunde drangen.

Helle war augenscheinlich mißvergnügt.

„Morgen mußt Du singen,“ sagte er.

Sie nickte zustimmend. Es war ihr, als sei es schon gut, wenn sie nur überhaupt Aufschub erhielt. Dann setzte sie sich still auf einen Stuhl neben dem Bett, aber Helle wollte nicht einschlafen.

„Aber wer wird mit Helle spielen, wenn Vater nicht kann?“ fragte er und richtete sich wieder auf. „Wer läßt mich reiten? Und wer wird Mutter und Helle helfen, wenn Vater nicht mehr kann?“

„Sei jetzt nur still,“ sagte Raja. „Morgen wollen wir darüber sprechen.“

Helle legte sich widerwillig nieder, aber die Gedanken arbeiteten weiter in seinem kleinen Gehirn. „Vater kann Helle doch hören,“ hörte sie ihn sich selbst trösten, ehe die schweren, kleinen Lider zufielen.

Nachdem Raja sich versichert hatte, daß er fest schlief, stand sie auf, und dabei fiel ihr Blick auf das Spartassenbuch, das auf dem Pult lag. „Für Helle!“ stand darauf, und sie sah, daß es von dem Tage datiert war, wo sie zum erstenmal von dem Kind mit ihm gesprochen hatte. Jetzt wußte sie, was er damals gelitten hatte; sie hatte das Gefühl, als ob glühende Zangen ihr die eigene Brust zerrissen. Und das Resultat dieses Leidens war ein vierjähriger Kampf für einen anderen gewesen! Ohne Prunk und Pracht, immer feinfühlernd, immer mit einer kleinen Beimischung von Sentimentalität war dieses Opfer in der stillen Weise, die Onkel Franz eigen war, gebracht worden. Er hatte ja nur von der Hälfte seines sparsamen Einkommens gelebt.

Und da überwältigte sie eine plötzliche Eifersucht. Hatte er wirklich dieses Kind, das nicht einmal das seinige war, mehr als sein eigenes Leben geliebt, mehr als sie? Denn er mußte doch wissen, daß es für sie keinen größeren Schmerz gab, als ihn zu verlieren!

Nachdem sie mit diesen Gedanken zu Ende gekommen war, hielt sie inne und stöhnte laut. Hatte sie selbst ihm etwa nicht gezeigt, daß sie, wenn sie zwischen ihm und dem Kind wählen mußte, das Kind wählen würde?

Bittere Tränen quollen ihr zwischen den Fingern hervor und fielen auf das Buch, und in diesem Augenblick flehte sie nur um den Tod; da sah sie einen vergilbten Brief zwischen den Blättern des Buches liegen. „An mein Lieb!“ stand auf dem Umschlag in Onkel Franz' klarer, deutlicher Schrift. Und sie griff nach dem Brief, wie der Ertrinkende nach dem Brett greift.

Wieder und wieder las sie den Brief; ihre Tränen flossen immer heftiger. Es war, als

würde ihr eine schwere Last von den Schultern genommen. Er hatte sie verstanden; er hatte sie vergeben.

„Du, mein Lieb,“ stand da, „wenn ich jemals von Dir scheiden sollte und Du wieder eine Beute der traurigen Gedanken würdest, die Dich seit Helles Krankheit so schwer gequält haben, dann möchte ich Dir sagen, daß Du ihnen nie Raum geben darfst. Jede Mutter würde ebenso behandelt haben, wie Du. Oder glaubst Du nicht, daß ich sehe — es jetzt sehe — daß Deine Liebe zu mir größer ist als alles andere? Ich weiß wohl, daß es mich einen Augenblick betrübt, daß ich mich gewissermaßen verletzt fühle, als Du mir Helle vorzogst. Aber seither habe ich verstehen gelernt, daß Du gar nicht anders hättest handeln können. Und Du darfst nie denken, daß Du es hättest können, sonst wärest Du nicht die, die Du bist. Ich weiß nun, daß die Frau als Gattin am größten ist, wenn sie in erster Linie Mutter ist. Oder glaubst Du nicht, ich wisse, daß wir in Wirklichkeit doch immer beisammen sind, im Höchsten wie im Tiefsten? Meinst Du, ich wisse nicht, daß wir beide einmal allein bleiben werden, in der Weise nämlich, daß alles um uns her klein sein wird im Verhältnis zu der Stärke unserer Liebe, zu dem Jubel, daß diese lebt, und in der Gewißheit, daß sie nie sterben kann.“

Langsam ließ Raja den Brief in ihre Taube gleiten, während sie mit heftig klopfendem Herzen aufstand. So hatte er sie also vor allem Bösen bewahrt — auch vor dem Wahnsinn.

Sie ging zu ihm hinein, sie sehnte sich so sehr nach dem Anblicke seines Gesichtes. Am Bette kniete sie nieder und barg ihren Kopf an seiner kalten Brust. So heiß liebte sie ihn, daß nicht eine Spur von Grauen vor dem Tode sie zurückhielt. Sie fuhr auf beim Klang der Kirchenglocken. Und plötzlich erinnerte sie sich, daß heute das Ostersfest war. Durch das Gezwitscher der Vögel hindurch bahnte das Dorfgeräusch sich einen Weg zu ihrem Ohr. Gestern hatte diese Glocke zur Hochzeit geläutet, nun läutete sie zum Tod.

Es kam ihr auf einmal ganz natürlich vor, daß Onkel Franz gerade an einem Ostersfest sterben mußte. Lange saß sie still da, seine Hand in der ihrigen. Dann legte sie sich ganz angekleidet auf das Bett neben ihm und fiel in einen tiefen, ruhigen Schlaf. Erst als der Morgen graute, erwachte sie mit dem niederdrückenden, lähmenden Gefühl, das ein großes Leid hervorruft. Sie richtete sich auf, und da sah sie die Veränderung in dem Gesicht, das sie mehr geliebt hatte, als alles auf der Welt, und rasch breitete sie das Laken darüber. Sie erinnerte sich, daß er, als sie an ihrer Mutter Seite stand, selbst gesagt hatte: „Warum willst Du mich nicht mehr sehen? Was jetzt noch da ist, ist nicht schön.“

Nein, sie wollte ihn nicht mehr sehen, nur seine Hand wollte sie halten, seine große, feste und doch weiche Hand, in die sie die ihrige so fest gelegt hatte.

Auch jetzt legte sie die ihrige so sicher hin, ohne Scheu vor der Todeskälte — und so schlief sie wieder ein, während die Stare draußen erwachten und die Sperlinge an ihren Nestern sangen und die erste Morgenröte die kleinen, viereckigen Scheiben des Fischerhäuschens färbte.

18.

Drei Tage später setzte sich ein kleiner Tag auf dem Wege von Hölzstrupfstrand nach Rößig langsam in Bewegung. Voran der Sarg, dann hinter ein alter Bauernwagen mit einer jungen Frau und einem kleinen Kinde. Schritt für Schritt ging es auf dem Wege dahin, schwer wie die langen Stunden des Leids — langsam, wie die Tränen, die nie aufhören zu fließen.

Raja saß gebeugt im Wagen und dachte an ihre Hochzeitsreise hierher. Hier, auf demselben aufgeweichten Wege, waren sie vor ein paar Tagen zusammen in das gelobte Land hineingefahren. Hier, an dem großen Meilenstein, hatte er sie in seine Arme gezogen und gesagt: „Nun sind wir

über die Grenze!" Und dort am Gatter nach dem Walde hatte er sich vorgebeugt und mit seinem strahlenden Lächeln gefragt: „Glaubst Du, daß es auf der weiten Welt noch zwei Menschen gibt, die so glücklich sind wie wir?“

Nein, nein, sie hatte es nicht geglaubt.

Und nun kehrte sie allein zurück in das Heim, bei ihr mit so vieler Sorgfalt bereitet hatte. Nein, nicht allein — er kam ja mit — sie konnte seinen Sarg sehen, wenn sie sich aus dem Wagen brügte, sie konnte die Anemonen nicken und die Veilchen bläulich schimmern und die Hyazinthen auf ihren kurzen Stengeln aufragen sehen. Sie mußte, da lag er, inmitten des ganzen Frühlingslebens, und lächelte über den Tod.

(Schluß folgt.)



Die Elektrizität im Hause.

Von H. Lux.

Der Leser erwartet gewiß, daß auf diese Ueberschrift eine Darstellung der verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten der Elektrizität im Haushalte folgen soll. Eine solche Darstellung zu geben, wie interessant sie auch immer sein mag, ist für diesmal nicht meine Absicht. Ich will vielmehr nur den einfacheren Fall des Verhaltens der Elektrizität im Hause besprechen, wenn es sich um eine Beleuchtungsanlage handelt. Diese Darstellung als Ehrenrettung der Elektrizität erscheint mir nötig zu sein, da kürzlich an der gleichen Stelle das Wohlverhalten der Elektrizität im Hause in Zweifel gezogen worden ist. Es wurde ihr nämlich nachgesagt, daß sie, wenn sie erst einmal in das Haus hineingeleitet worden sei, gleich einem aufbringlichen Hausierer nicht wieder hinauswolle, selbst wenn man ihr die meisten Wege — durch elektrische Glühlampen hindurch — vor der Nase zudreht. Der Verfasser jenes üblen Leumundszeugnisses für die Elektrizität ging hierbei von einem unumstößlich richtigen physikalischen Gesetze aus, das unter dem Namen des Ohmschen Gesetzes bekannt ist; aber der Verfasser hatte nicht berücksichtigt, daß gerade vermittle des selben Gesetzes die Elektrizität sehr gefügig gemacht werden könne, wenn man es nur zweckentsprechend anwendet.

Das Ohmsche Gesetz lautet nun folgendermaßen: Wenn an den Enden irgend eines elektrischen Leiters eine elektromotorische Kraft auftritt, so verläuft durch diesen Leiter ein elektrischer Strom, dessen Stärke von der Größe der elektromotorischen Kraft und dem Leitungsvermögen des Leiters direkt abhängig ist. Zur Erläuterung mögen die Verhältnisse dienen, die bei einer Wasserleitung vorhanden sind. Das Beispiel hinkt zwar etwas, aber es vermittelt doch die Anschaulichkeit. Denkt man sich beispielsweise eine Wasserleitung, gespeist durch ein Hochreservoir, so ist die durch die Leitung fließende Wassermenge direkt abhängig von dem Druck der Wassersäule, d. h. von der Aufstellungshöhe des Reservoirs, und gleichzeitig auch von der Weite, d. h. von der Leitungsfähigkeit der Leitungsröhre. Je höher das Reservoir steht, desto größer ist der Druck und demgemäß auch die durch die Röhre beförderte Wassermenge in dem gleichen Verhältnis, wie die Röhre weiter oder enger wird.

Der Verfasser der angezogenen Notiz in einer früheren Nummer der „Neuen Welt“ sagt: „Bei elektrischen Anlagen muß der elektrische Strom in einem ununterbrochenen Kreise vom Elektrizitätswerk durch die Stellen, an denen er zur Beleuchtung oder etwa zum Maschinenbetriebe benutzt wird, zum Elektrizitätswerk zurückfließen; wenn also eine elektrische Lampe ausgedreht wird, bleibt die Elektrizitätsmenge dieselbe, wie wenn alle Lampen in dieser Wohnung brennen, sie wird jetzt nur auf weniger Lampen verteilt, und es tritt kein Minderverbrauch an Elektrizität ein, sondern es wird nur bewirkt, daß jede Lampe mit mehr Elektrizität gespeist wird und heller wird.“

In der vorliegenden Form sind diese Ausführungen falsch, denn in Wirklichkeit tritt ein Minderverbrauch an Elektrizität ein, wenn ein oder mehrere Lampen ausgedreht werden; aber es steckt in den Ausführungen doch ein richtiger Kern. Ich will versuchen, an dem Beispiele der Wasserleitung zu zeigen, wo der Fehler der obigen Ausführungen steckt.

In ein von einem Hochreservoir gespeistes Leitungsröhr, bei dem also das Wasser unter einem bestimmten Drucke steht, seien eine Reihe von Böchern gebohrt, die durch Hähne abgeschlossen sind. Der Einfachheit wegen nehme ich zunächst vier Hähne an, von denen jeder ein Viertel der Weite des Leitungsröhres haben soll. Werden nun alle vier Hähne geöffnet, so steht dem Wasser ein Weg aus dem Röhr frei, der seiner eigenen Weite entspricht und aus den vier Hähnen zusammen fließt so viel Wasser in der Zeiteinheit, der Sekunde, hindurch, wie das Leitungsröhr, entsprechend seiner Weite, befördern kann. Sind nur drei Hähne geöffnet, so fließt nur drei Viertel der durch das Röhr beförderten Wassermenge durch die Hähne ab und so fort. Etwas ganz Analoges findet bei einer elektrischen Beleuchtungsanlage statt. Es tritt aber noch ein Nebenumstand ein, der das sonst sehr einfache Beispiel wesentlich kompliziert. Seien beispielsweise die vier Hähne in gewissen Abständen von einander angeordnet, so wird dadurch, daß aus dem ersten offenen Hähne Wasser entnommen wird, der Druck in dem übrigen Teile der Leitung entsprechend dem Wasserdruck durch den ersten Hahn vermindert. Aus dem entfernteren, zweiten Hähne fließt deshalb weniger Wasser als aus dem ersten, aus dem dritten noch weniger, und aus dem am weitesten entfernten vierten fließt am wenigsten. Unsere Hausfrauen wissen im Sommer ein Lied davon zu singen. Findet während der Mittagszeit eine stärkere Wasserentnahme statt, so kann es leicht kommen, daß aus den Hähnen der vierten Etage nur geringe Wassermengen langsam herausfließen, weil in den unteren Etagen gleichfalls und gleichzeitig Wasser entnommen wird. Wird jedoch ein Hahn in den unteren Etagen geschlossen, so sprudelt sofort das Wasser in der vierten Etage unter vermehrtem Drucke, also auch in vermehrter Menge.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den elektrischen Leitungen. Sind an eine elektrische Hausleitung vier Abnahmestellen für elektrischen Strom angeschlossen, von denen jede den vierten Teil der Leitungsfähigkeit des Hausnetzes aufweist, und wird an allen Stellen gleichzeitig Strom entnommen, so fließt an der entferntesten Stelle am wenigsten Elektrizität hindurch. Wird dagegen eine Stromabnahmestelle vorher unterbrochen, so vermehrt sich sofort auch die durch die letzte Abnahmestelle hindurchgehende Strommenge. Ist die Leitungsfähigkeit der einzelnen Abnahmestellen groß genug, so kann unter Umständen der Fall eintreten, daß durch eine einzige Abnahmestelle das Vierfache derjenigen Elektrizitätsmenge hindurchgeht, das hindurchgehen würde, wenn aus allen Abnahmestellen gleichzeitig Strom entnommen wird. Eine derartige Anlage würde aber von Grund aus verfehlt sein, obwohl gerade sie dem Verfasser der besagten Notiz vorgeschwebt hatte. Selbst eine nur unwesentliche Steigerung des Stromdurchganges durch eine einzige Stromabnahmestelle, wenn die übrigen des gleichen Hausanschlusses unterbrochen werden, würde nur dann eintreten, wenn die Leitungsfähigkeit bei den einzelnen Stromabnahmestellen verhältnismäßig groß gegenüber der Hausleitung selbst ist. Ist dagegen umgekehrt die Leitungsfähigkeit der Hausleitung um ein vielfaches größer, als die der einzelnen Abnahmestellen, so macht die Elektrizitätsentnahme aus der einzelnen Abnahmestelle, gegenüber der gesamten beförderten Elektrizitätsmenge, falls alle Abnahmestellen angeschlossen sind, nur einen bescheidenen Bruchteil dieser letzteren Elektrizitätsentnahme aus, und die übrigen Abnahmestellen merken deshalb wenig oder gar nichts davon, ob an

einer anderen Stelle Elektrizität entnommen wird oder nicht; ebenso wie bei einer genügend weiten Wasserleitungsröhre der Druck nicht wesentlich verringert, demnach auch die Durchflußmenge durch einen beliebigen Hahn nicht wesentlich vermindert wird, wenn an irgend einer anderen Stelle ein Hahn geöffnet wird, der etwa ein Hundertstel der Leitungsfähigkeit der ganzen Röhre besitzt.

Dieser Fall liegt bei den elektrischen Lampen vor, wie sie in Wirklichkeit installiert sind. Jede Lampe bietet dem Strome nur einen verschwindenden Bruchteil der Leitungsfähigkeit der Hausleitung oder gar des ganzen Kabelnetzes dar, so daß das Ab- und Zudrehen einzelner Lampen auf die übrigen Lampen nur einen ganz minimalen, selbst durch feinere Meßinstrumente kaum nachweisbaren Einfluß ausübt. Der elektrische Druck an den Anschlußstellen bleibt annähernd konstant, gleichgültig, ob andere Lampen aus- oder eingeschaltet werden. Demnach wird auch die durch die Glühlampe hindurchbeförderte Elektrizitätsmenge — da ja die Leitungsfähigkeit der Lampe die gleiche bleibt — immer annähernd dieselbe bleiben.

Voraussetzung hierfür ist allerdings, daß in dem Elektrizitätswerke Vorkehrung dafür getroffen wird, daß die elektromotorische Kraft immer gleich bleibt, und daß die Leitungsfähigkeit der einzelnen Glühlampen im Verhältnis zur Leitungsfähigkeit des ganzen Netzes bzw. der Hausinstallation sehr klein bleibt, was in Wirklichkeit immer realisiert ist.

Der von dem Verfasser der angezogenen Notiz gefasste Fall könnte nur dann eintreten, wenn gleichzeitig mit dem Abschalten einzelner Lampen oder Lampengruppen die elektromotorische Kraft in dem Leitungsnetze erheblich ansteigen würde. Nur dann könnte bei dem Abschalten einzelner Lampen eines Hausanschlusses ein Bruchteil derjenigen Elektrizitätsmenge, die bisher von der jetzt ausgedrehten Lampe aufgenommen worden war, durch die übrigen Lampen mit hindurchgepreßt werden; aber auch nur dann könnten die Elektrizitätskonsumenten in die unangenehme Lage kommen, verhältnismäßig mehr Strom bezahlen zu müssen, als der Zahl der brennenden Lampen entspricht.

Der Verfasser erkennt zwar selbst, daß bei einer solchen Sachlage der Konsument recht schlecht fahren würde; und er erfindet deshalb aus dem Stegreif eine Vorrichtung, die angeblich die nun nicht mehr durch die Lampe fließende elektrische Energie in Wärme verwandeln soll, und die angeblich auch von dem Elektrizitätszähler nicht gemessen werden soll. Tatsächlich existiert eine derartige Vorrichtung nicht, und sie ist auch gar nicht nötig, da von dem abgeschalteten Strome nichts in den Leitungen in Wärme verwandelt wird.

Die wirklichen Vorgänge vollziehen sich vielmehr in wesentlich anderer Form als der Verfasser annimmt. In den elektrischen Zentralen sind nämlich Maschinen aufgestellt, die infolge automatischer oder von Hand bedienter Reguliervorrichtungen eine überaus gleichmäßige Tourenzahl aufweisen, gleichgültig ob sie vollbelastet sind oder leer laufen. Von der Umdrehungsgeschwindigkeit der dynamoelektrischen Maschine hängt aber unter anderem die elektromotorische Kraft des erzeugten Stromes ab, und diese wird vermittle der erwähnten Reguliervorrichtungen so gut wie vollständig konstant gehalten. Tritt nun der Fall ein, daß in den Abendstunden, infolge des gleichzeitigen Einschaltens zahlreicher Lampen (etwa entsprechend dem gleichzeitigen Öffnen zahlreicher Zapfhähne einer Wasserleitung) der elektrische Druck in dem Leitungsnetze sinkt, so wird der Maschinenwärter durch seine Kontrollinstrumente sofort auf diesen Vorgang aufmerksam gemacht. Bis zur vollen Belastung der Dynamomaschinen wird er sich zunächst dadurch helfen, daß er den Antriebsmotor etwas rascher laufen läßt, und daß er gleichzeitig den Magnetismus in den Magneten der Dynamomaschine verstärkt (was auch automatisch geschehen kann). Reicht das nicht mehr aus, so wird er einen

wetteren Maschinensatz in den Betrieb mit hineinziehen. Umgekehrt wird er, wenn beim Abschalten zahlreicher Lampen die verbrauchte Stromstärke sinkt und statt dessen die elektromotorische Kraft die Tendenz zu Ansteigen zeigt, die Maschinen etwas langsamer laufen lassen, ihren Magnetismus etwas schwächen und schließlich einzelne Maschinenaggregate wieder aus dem Betriebe herausziehen. In Zentralen, die Gleichstrom erzeugen, stehen außerdem noch in den Akkumulatoren-Batterien sehr bequeme Mittel zur Verfügung, die elektromotorische Kraft dauernd konstant zu erhalten. Unsere modernen Dynamomaschinen sind so regulierfähig gebaut, daß sie immer nur gerade eine dem wirklichen Verbrauche entsprechende Stromstärke bei absolut gleichbleibender elektromotorischer Kraft erzeugen, gleichgültig, ob nur ein paar Dutzend Lampen oder ein paar Tausend Lampen eingeschaltet sind. Selbst in dem für die Zentralen unangenehmsten Falle, daß in rascher Aufeinanderfolge Tausende von Lampen gleichzeitig aus- und eingeschaltet werden, wie dies in den Abendstunden während der Theatervorstellungen tatsächlich der Fall ist, oder wenn vor der eigentlichen Beleuchtungszeit, für die vorsorglich Maschinen in Reservebereitschaft gesetzt werden, ein schweres Gewitter heraufzieht, so daß in Restaurants, Wohnungen usw. ganz unermüdet zahlreiche Lampen eingeschaltet werden, um der plötzlichen Dunkelheit zu begegnen, selbst dann treten wohl in dem Leitungsnähe vorübergehende Schwankungen in dem elektrischen Drucke ein, aber durch die erwähnten Mittel vermag ein aufmerksamer Maschinenwärter diese Zufälligkeiten wieder auszugleichen. Niemals aber tritt der Fall ein, daß zuviel erzeugte Elektrizität in dem Kabelnähe oder in den Hausleitungen in Wärme verwandelt werden müßte, wie in der besagten Notiz angenommen worden war.



Die Holzschlitter in den Vogesen.

Von W. Ernst.

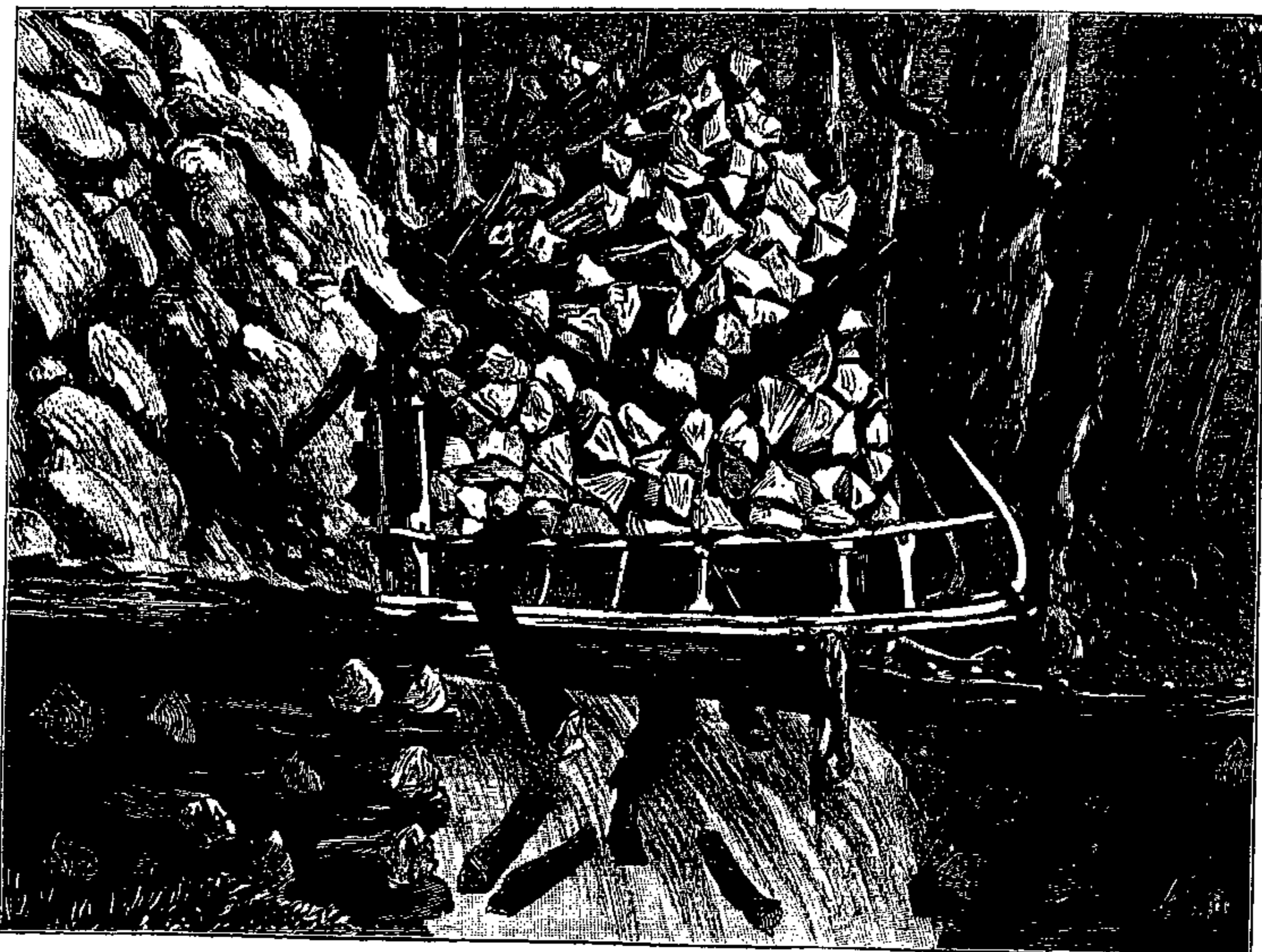
Es gibt viele in manchen Gegenden eines Landes ausschließlich betriebene Berufe, von deren Existenz der Fernstehende keine Ahnung hat, deren Bedeutung ihm natürlich erst recht fremd ist, und die ihm, wenn er sie kennen würde, vielleicht interessanter vorkämen als sein eigener Beruf. Hin und wieder kommt es vor, daß ein Staatswissenschaftler, ein Volkswirtschaftler u. dgl. sich in eine dieser dunklen und unbekannteren Gegenden wagt, um sich ein originelles Thema zu einer Doktorarbeit oder zu einer Preisarbeit herauszuholen; kommt dann eine derartige Arbeit ans Licht der Öffentlichkeit, so wundert man sich darüber, was man alles nicht weiß und geht zur Tagesordnung über.

Im folgenden soll in kurzen Zügen das Leben und Treiben einer Bevölkerungsgruppe dargestellt werden, die von der Nationalökonomie bisher verschont worden ist: der Holzschlitter in den Vogesen. Die Holzschlitter oder Schlittens haben nicht etwa eine größere Bedeutung für das wirtschaftliche Leben des Elsaß; in den meisten Büchern über Elsaß-Lothringen wird der Leser vergebens etwas über unsere Holzschlitter suchen, und wo etwas zu finden ist, sind es einige Zeilen, in denen in „humanen“ Worten der schweren Arbeit dieser geplagten Männer gedacht wird. Zu den wenigen Werken, die von den Schlittens Notiz nehmen, gehört: Elsaß-Lothringen von Noë^{*)}. Jedoch hält es der Verfasser des Buches anscheinend für unnötig, sich näher auf diesem Gebiete umzusehen. Was diesem Berufe eigentümlich ist, insbesondere im Gegensatz zu der Tätigkeit des Holzfällers, läßt Noë unberücksichtigt, und gerade darum sind die paar Zeilen, die er den Holzschlittern widmet, für den Leser un-

stärkung des Weges — auch die Abfälle beibringt, die der Schlittensfahrer überwinden können, die aber in einem Mißverhältnis stehen zu den Abfällen, welche nur eine langsame Fortbewegung des Schlittens gestatten. Ein zweites Moment, das in Betracht kommt, ist der Boden, der nicht überall in gleicher Weise für die Anlage der Schlittenbahnen geeignet ist. Das sind die ersten Vorstudien, die gemacht werden müssen, bevor man mit dem Bau der Bahn beginnen kann. Dazu kommen noch Hindernisse, wie sie auch bei der Anlage von Gebirgsbahnen berücksichtigt werden müssen, wie Wasserfälle u. dgl., die die Schwierigkeit in der Feststellung der Bahn noch sehr vergrößern.

Der Bau selbst macht einen sehr primitiven Eindruck. Entsprechend den Geleisen der Eisenbahn werden Baumstämme zu langen Linen aneinandergefügt, und diese durch in gleichen Abständen aufeinanderfolgende Querbalken miteinander verbunden. Zu diesem Zweck sind die Stämme mit Einkerbungen versehen, in die die Querbalken hineingenaht sind.

Betreffs der Anfertigung des Schlittens ist noch einiges hinzuzufügen: Der Schlitter muß seinen Schlitten natürlich immer zurückbringen, und zwar trägt er ihn aus begreiflichen Gründen auf dem Rücken; daher muß das Fahrzeug aus leichtem Material gemacht sein. Ein Hauptaugenmerk ist ferner auf die beiden Schleifhölzer des Schlittens zu richten, die durch die infolge der Reibung entstehende Hitze rasch verkohlen. Den Prozeß, der durch die starke Reibung entsteht, kann man beobachten, wenn man an einer Stelle der Schlittenbahn steht, unmittelbar nachdem ein Schlitten vorübergefahren ist. Es er-



Schlittensfahrers Ende.

brauchbar, zum mindesten von sehr mäßigem Wert, obwohl ein guter Holzschnitt zur Illustration beigelegt ist. Ein anderes Werk, das unserer Holzschlitter gedenkt, ist von Stieler^{**}). Aber auch dieser Verfasser behandelt das Thema sehr nebensächlich. Die amtlichen Beschreibungen, statistischen Werke usw. übergehen die Schlittens vollständig.

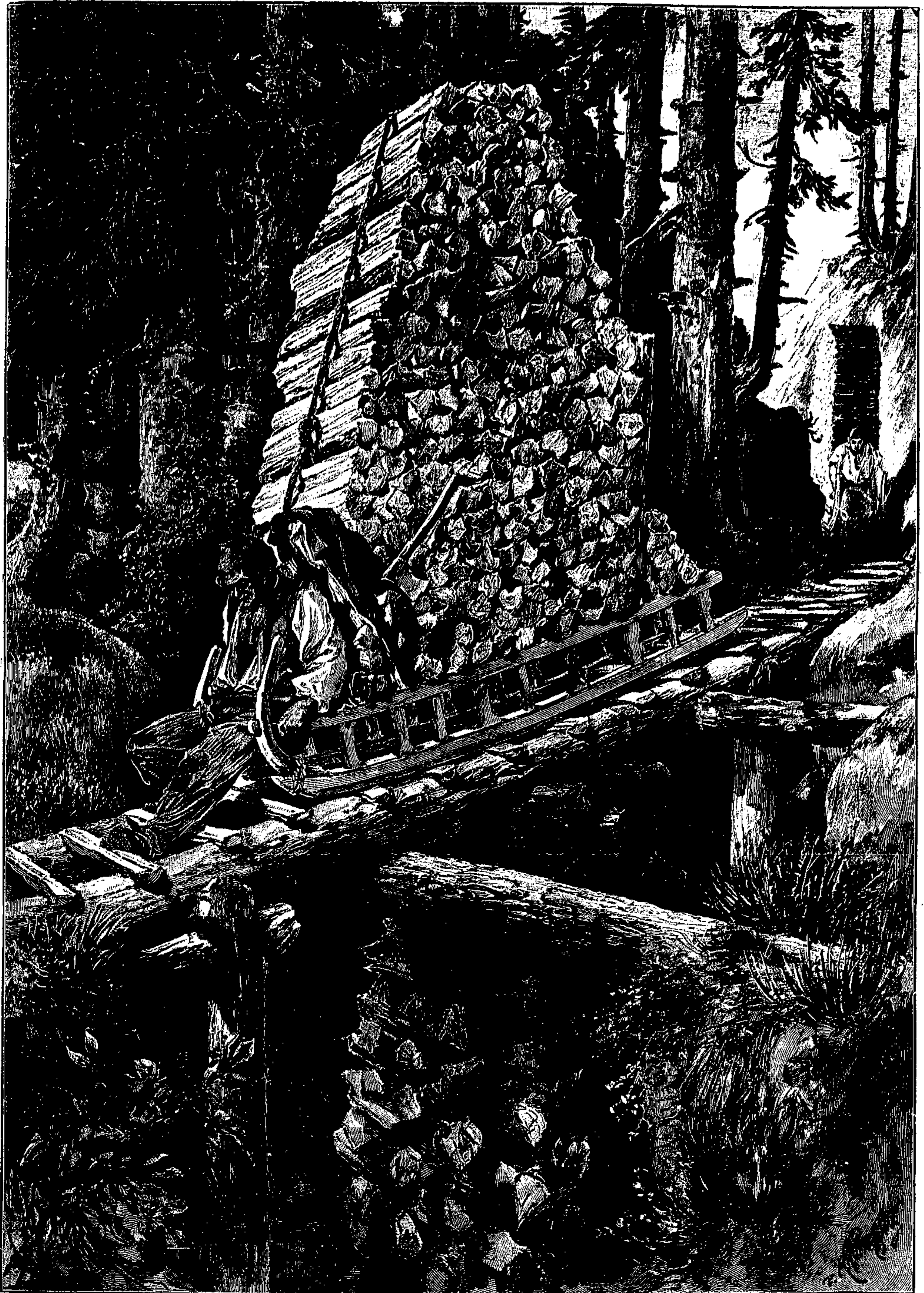
Die Tätigkeit der Holzschlitter besteht darin, das in den hoch gelegenen Wäldern gefällte Holz auf Schlitten ins Tal zu bringen. Diese Schlitten sind im großen und ganzen so angelegt, wie diejenigen, die im Winter zum Fahren über Schneeflächen verwendet werden. Bemerkenswert ist die Anlage der Schlittenbahnen. Es ist natürlich nicht möglich, die Bahn direkt zu legen, selbst wenn, was übrigens in den wenigsten Fällen vorausgesetzt werden kann, der Abfall sanft wäre. Vor allem muß die Gleichmäßigkeit der Bewegung des Schlittens gesichert sein; dies geschieht dadurch, daß man — unter Umständen auf Kosten der

steht ein eigentümlicher brenzlicher Geruch, wie er der Nähe eines Hauses, das gerade abbrannt, und man kann durch Befühlen der Bahn sich von der starken Hitze überzeugen, die sich entwickelt hat. Die Schleifhölzer werden im übrigen mit Ueberzügen bedeckt, die nach Bedarf erneuert werden.

Bevor wir auf die eigentliche Tätigkeit der Schlittens eingehen, wollen wir noch einen Blick auf die Arbeitsweise derselben werfen. Sie vereinigen sich zu Genossenschaften und übernehmen nun so gemeinsam von einem Unternehmer den Holztransport. Den erzielten Lohn verteilen sie unter sich entsprechend, das Material zum Bau der Bahnen liefert der Unternehmer. Im allgemeinen ist der Schlittens an Jahreszeit und Witterung gebunden. Ist die Bahn naß, so liegt die Gefahr nahe, daß das Fahrzeug eine sehr unermüdete Geschwindigkeit bekommt. Andererseits kann es auch zu schlimmen Konsequenzen führen, wenn die Schwellen der Bahn trocken sind, weil sich dann eine zu starke Hitze entwickelt. Daraus ergibt sich von selbst, welche Jahreszeit am geeignetsten ist, nämlich der Herbst. In dieser Zeit entfalten die Schlittens ein rege Treiben; das ist auch der Grund, warum diese Arbeiten den meisten — besonders außereifrigen — Touristen

^{*)} Elsaß-Lothringen. Naturansichten und Lebensbilder von Heinrich Noë. Glashau 1872.

^{**}) Bilder aus Elsaß-Lothringen. Originalzeichnungen von Robert Ksmus. Schilderungen von Karl Stieler. Stuttgart.



Eine Schlittenbahn in den Vogesen. Originalzeichnung von P. Kauffmann.

nicht bekannt sind, wenigstens nicht aus eigener Beobachtung.

Bei der Tätigkeit der Schlittensleute muß ein rein technischer Unterschied gemacht werden, der jedoch für die Arbeiter von großer Wichtigkeit ist. Das Verschleppen von Langholz geschieht in anderer Weise als das Verschleppen von Holzklößen. Zur Beförderung von Langholz verwendet man zwei Schlitten, die die beiden Enden der zu transportierenden Holzstämme tragen. Aus Gründen der Sicherheit werden diese an die Schlitten festgebunden. Vor dem ersten und hinter dem zweiten Schlitten befindet sich ein Holzschlitter. Weit schwieriger und gefährlicher ist der Transport von Holzklößen. Es liegt im Interesse des Schlittens, eine möglichst große Menge von Holz bei jeder Fahrt mitzunehmen, da die Strecke manchmal 6—7 Kilometer lang ist und er dieselbe auf dem Rückweg noch einmal mit dem Schlitten auf dem Rücken zurücklegen muß. Daher ist die Last, die man dem Schlitten auferlegt, regelmäßig eine sehr große. Diese Belastung einerseits und andererseits die Neigung der Bahn sind die Hauptfaktoren, die die Schwierigkeit des Schlittensfahrens bedingen. Der Schlitter sitzt vorn auf dem Schlitten und lehnt sich mit dem Rücken nach hinten. Seine Tätigkeit ist nach der Stärke des Abfalls der Bahn eine verschiedene. Wenn die Neigung des Bodens nicht ausreicht, ist er genötigt, unter Aufbietung aller seiner Kräfte den Schlitten vorwärts zu transportieren. Häufiger ist aber der Fall, daß die Neigung dem Schlitten die erforderliche Bewegung erhält. Dann fällt dem Holzschlitter die schwierige Aufgabe zu, die Richtung einzuhalten und zu verhindern, daß die Geschwindigkeit wächst. Um dies zu tun, stemmt er die Füße gegen die Schwellen der Bahn, eine Anstrengung, deren Größe man nur aus eigener Beobachtung ermessen kann. Eine ungeheure Anspannung erfährt den ganzen Körper. Die Weimuskeln, auf denen die ganze Wucht der Last ruht, der Rücken, der gelehnt gegen die Last mit der Tätigkeit der Beine korrespondiert, die Augen, die aus dem vorgeneigten Kopfe mit

starrem und doch scharfem Ausdruck die vorliegenden Schwellen überschauen, all das vereinigt sich zu einem außerordentlich scharfen Bild. Wer jemals in den Vogesen Gelegenheit gehabt hat, eine solche Fahrt zu beobachten, dem wird dieser Anblick unvergeßlich sein. Und das Gefühl, das den Zuschauer sofort packt, die Angst, haben diese Leute nicht mehr. So gefährlich dieser Beruf auch ist, der Schlitter ist mit den Gefahren so vertraut, daß er sie nicht mehr fürchtet.

Damit kommen wir auf das sehr traurige Kapitel der Unfälle. Dasselbe spielt bei den Schlittensleuten eine so große Rolle, daß wir es dem Leser nicht ersparen können. Ein Fehltritt genügt, der Holzschlitter verliert den Halt und sein Schlitten fährt mit unbarmherziger Gewalt über ihn hin. Die Verletzungen sind entsetzlich. Das gewöhnliche ist, daß dem Unglücklichen die Brust eingedrückt oder der Schädel zertrümmert wird; daneben kommt es vor, daß ganze Glieder vom Körper abgerissen werden usw. Ein derartig Verunglückter ist unrettbar verloren. Denn vor allem sind die Verletzungen an sich schon tödlich, wenn z. B. der Schlitter das Gleichgewicht verliert, so stürzt das Fahrzeug mit seiner ganzen Ladung auf ihn und schlägt ihn in einem Moment mit einer solchen Wucht zu Boden, daß er keine Minute mehr lebt. Wenn die Verletzung an sich nicht tödlich ist, so ist der Verunglückte nicht viel besser daran. Sachgemäße, also insbesondere ärztliche Hilfe ist oft nicht vorhanden, und die Qualen der Unglücklichen verlängern sich oft, ohne daß Rettung möglich wäre. Inbesonderem kommt es vor, insbesondere bei Entgleisungen bei Steigungen, daß der Holzschlitter im letzten Moment durch einen Sprung sich in Sicherheit bringen kann. Jedoch läuft auch das nicht immer ohne Verletzungen ab. Jedenfalls ist die ganze Ladung des Schlittens verloren. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu sehen, was von dem Holz noch zu finden ist. Wenn auch der Wert des verloren Gegangenen nicht allzu hoch ist, so bedeutet doch ein derartiger Unfall einen erheblichen Verlust für den armen Holzschlitter. Denn nicht nur Holz ist verloren,

sondern auch Zeit und Arbeit. Und noch einen großen Nachteil hat der Holzschlitter: bei seiner Arbeit kann ihn seine Familie nicht unterstützen.

Wie in vielen anderen Berufen, so gilt auch für die wirtschaftliche und soziale Stellung des Schlittensleuten der Satz: Der Lohn entspricht den Anstrengungen an sich, noch den Gefahren, denen man ausgesetzt ist, und so erklärt sich, daß die ökonomische Lage dieser Gruppe von Arbeitern sehr schlecht ist. Wo die Wälder gerodet werden, da baut sich der Schlitter ein „Wohnhaus“. Dieses „Wohnhaus“ ist eine Hütte aus Holz, die ein Zimmer enthält; dieses dient zu allen möglichen Zwecken; es ist Wohnzimmer, Schlafzimmer, Vorratszimmer, Küche usw. Seiner Vielseitigkeit entspricht auch die Einrichtung: ein Ofen, einige sehr primitive Bettstellen, ein Tisch und einige stuhlähnliche Gegenstände — das sind die Reichtümer einer solchen Stube. Ebenso anspruchslos wie hinsichtlich der Wohnungsverhältnisse, ist man auch bezüglich der Nahrung. Brot, Kartoffeln, Speck, eventuell auch Milch und Käse, das sind die Hauptnahrungsmittel, von denen die Holzschlitterfamilien leben. Dazu suchen sie sich Brombeeren, Heidelbeeren, Erdbeeren usw. und genießen auch gelegentlich anderes Obst. Im Winter, wenn das Schlitten ruht, muß der beschäftigungslose Arbeiter suchen, auf alle mögliche Weise, durch Holzarbeiten und andere ähnliche Beschäftigungen etwas zu verdienen, um seine Familie zu unterhalten; daß in dieser Zeit die wirtschaftliche Lage der Holzschlitter sich keineswegs bessert, läßt sich denken.

Zusammenfassend wollen wir noch folgendes bemerken: die Holzschlitter stellen eine Gruppe der elbassischen Bevölkerung dar, deren armseliges, mühebeladenes Leben in einem furchtbaren Gegensatz zu dem Reichtum des Landes steht, und die wir wohl zweifellos zu den Vermögenden der Armen zählen müssen. Sie leben dahin, ohne sich das Kläglichkeit ihrer Lage eigentlich recht klar zu machen und arbeiten zu Nutz und Frommen anderer, die aus ihren Mühen und Gefahren großen Gewinn ziehen.

Bauernblut.

Novelle von Martin Zöldi. Autorisierte Uebersetzung.

Nicolaus Szácsu, der Bezirksrichter, den Parteien entgegen, so war die Achtung, die ihm allgemein entgegengebracht wurde, mit etwas Furcht gemischt. Mit der Furcht, die der schwächliche Durchschnittsmensch gewöhnlich vor einem stolzen, unbeugsamen Charakter empfindet. Bei jeder Verhandlung konnten sowohl die ihm beigeordneten Richter, wie Rechtsanwälte und Parteien erfahren, daß der breitschultrige, dickhälsige, brünette Mann ein äußerst geschulter Jurist war, dessen scharfer Verstand die oratorischen Spitzfindigkeiten der Verteidiger mit derselben Leichtigkeit durchbrach, wie der Büffel das Dickicht des Urwaldes. Bei der Verkündung des Urteils wurde seine Stimme laut und tollkühn und klang dem Angeklagten scharf in die Ohren. Selbst Gemeinplätze erhielten neues Leben in seinem Munde.

Er war gegen vierzig Jahre alt, erschien aber bedeutend jünger. Sein kurzgeschorener Bart glänzte wie Stahl. Die starke, gebogene Nase störte den sympathischen Eindruck seines Gesichtes nicht. Bei aller Strenge hatte es einen tief gutmütigen Zug, wie sich in dem groben Schnitt seiner bäuerischen Herkunft auch deutlich ausprägte. Er stammte aus der Tiefebene, wo sein Vater, ein walachischer Bauer, ein ausgebreitetes Gut besaß. Es ist dort üblich, daß die reichen Besitzer ihre Söhne studieren lassen und „Herren“ aus ihnen machen.

In der Gesellschaft repräsentieren diese Bauernsöhne einen besonderen Typus. Man erkennt sie leicht an der übertriebenen Nachäffung

aristokratischer Manieren und an der Leidenschaft, mit der sie ein durch generationenlange Entbehrung angesammeltes Vermögen vergeuden. Es lebt etwas in ihnen, das mit der zügellosen Genussucht des freigelassenen Negers verwandt ist.

Nicolaus Szácsu hatte mit diesen aber nichts gemein. Das feine Gift, das die städtische Kultur in so hundertlei verschiedenen Formen produziert, hatte seinem kräftigen Organismus nichts anhaben können. Er hatte alles aufgenommen und gut verdaut. Hand in Hand damit ging auch noch ein Zug, der ihn von den anderen unterschied: er schämte sich seiner Herkunft nicht, im Gegenteil brüstete er sich bei Gelegenheit damit.

Seine Lebensweise war außerordentlich einfach. Seiner Ansicht nach war der Richter, als Wächter der sozialen Ordnung, zu puritanischer Reinheit verpflichtet. Das war ein Dogma für ihn.

Ein solches Dogma aber kann wie alle anderen im lebendigen Leben niemals Wurzel fassen. Bei Windstille vermag es einigermaßen zu vegetieren; Stürme und Stöße hält es aber nicht aus. Auch Nicolaus Szácsu mußte das erfahren: ein und ein halbes Jahr dauerte sein Verhältnis mit der Frau des Rechtsanwalts Kasimir Bata!

Diese blonde Bestie hatte eine verzehrende Leidenschaft in ihm geweckt. Sein stark sinnliches Bauernblut hatte den Damm, den er aus allerhand moralischen Grundfäden um sich herum aufgebaut hatte, einfach weggespült, als wenn es Kinderspielzeug gewesen wäre . . .

Am Anfang, als nach dem ersten Sinesentaumel die große Reaktion eingetreten war, hatte er mit aller Gewalt versucht, sich aus diesem unwürdigen Verhältnis zu befreien. Aber da war es schon zu spät . . . Seine ganze Widerstandsfähigkeit erschöpfte sich in fürchterlichen Selbstvorwürfen und in der Verfluchung des Teufels, an dem er das Weib kennen gelernt hatte. In jeder Stunde, die er mit Antonie verbrachte, versanken alle seine Vorsätze, wie eine Bühnensenkung, mit geräuschloser Geschwindigkeit. Der Puritaner stürzte und der Bauernsohn blieb zu ihren Füßen natürlich.

Dabei hatte er Zeiten, in denen ihn ein erbarmungsloser Haß gegen die tolette Frau überkam, die über seine quälenden Gedanken so unschuldig lachen konnte. Dann hätte er sie am liebsten ermüdet . . .

Allmählich gewöhnte er sich aber an eine Lage. Er brachte es nach und nach so weit, am Tische des betrogenen Gatten zu speisen, ohne mit den Wimpern zu zucken. Er wurde so gemein, als ob er als Herrrentind auf die Welt gekommen wäre . . . Der Ehegatte war übrigens ein vollendeter Lump, der eigenes wie fremdes Weib mit gleicher Virtuosität zu verschwenden wußte. Sein früh gealtertes, blaßes, blutleeres Gesicht war ein sprechendes Zeugnis seiner Entartung.

Nicolaus Szácsu empfand es als eine Art Beruhigung, als der Zufall ihm Papiere in die Hände spielte, aus denen deutlich hervorging, daß Kasimir Bata nicht nur ein Lump, sondern auch ein Dieb war, der das Vertrauen seiner Klienten

auf das größte mißbrauchte. Die naive Volksanschauung, daß der Betrüger nichts Besseres verdient als betrogen zu werden, ward für einen Moment in ihm lebendig. Aber nur für einen Moment. Dann gewann der Jurist wieder die Oberhand und er sagte sich selbst, daß es ziemlich gleichgültig sei, ob man einen Dieb oder einen Missethäter bestiehlt. Diebstahl ist beides, wenn es auch unter verschiedene Paragraphen fällt. —

Nach ein und einhalb Jahren fand das Verhältnis sein Ende. Antonie löste es, eines anderen wegen, der sich weniger Strupel machte und sorgloser zu genossen verstand.

Eine fürchterliche Empörung bemächtigte sich des Richters. Als er obendrein aber merkte, daß er eine quälende Eifersucht empfand, fing er an, sich selber zu verachten. Bis zum Anspeien begründet kam er sich vor. Er litt fürchterlich und öfter als einmal nahm er sich vor, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und zu Haus, in der Einsamkeit, seine Seele genesen zu lassen. Er erklärte sich selber für unfähig, sein ehrenvolles Amt weiter zu bekleiden. Nur daß er dies Urteil nicht so gleich vollstreckte. Er gab sich Frist.

Ein halbes Jahr war vorübergegangen, ohne daß er sie wiedergesehen hatte. Als echter Bauer hatte er das Haus des Rechtsanwalts nicht mehr betreten, seitdem sein Verhältnis aufgehört hatte. Ein unauffälliges, langsames Zurückziehen war nicht seine Sache. . . .

Eines Herbstabends saß er allein in seiner Amtsstube, als die Tür plötzlich ohne vorhergehendes Anklopfen geöffnet wurde. Seine frühere Geliebte trat herein. Mit blaßem, unruhigem Gesicht und nervös zuckenden Lippen.

Nicolaus Szácsu war eine Sekunde starr vor Ueberraschung.

„Womit kann ich dienen, gnädige Frau?“ fragte er dann in gezwungener Ruhe.

Die schöne Frau preßte statt aller Antwort das feine Battisttuch vor die Augen und sank schluchzend in ein Fauteuil. Der Richter hörte ihr Weinen mit gespannter Aufmerksamkeit an. Er hatte dasselbe Gefühl wie bei einer zweifelhaften Zeugenaussage. Was ist echt daran? fragte er sich.

„Nicolaus,“ begann sie endlich, „ich bin verloren. . . .“

„Wurden Sie ertappt?“ erkundigte er sich barsch.

Ihre blauen Kinderaugen sahen ihn unschuldig an.

„Ich? Mein Gott . . . von mir ist gar nicht die Rede.“

„Nun, von wem denn?“

„Von meinem Manne! Denken Sie, Nicolaus, der Glende . . . ach, himmlischer Vater, welche Schande!“

Nach einer kurzen Pause fuhr sie ängstlich im Flüsterton fort:

„Nicolaus, ich glaube, er erschießt sich heut Nacht.“

„Kasimir Bata?“ fragte der Richter mit unbeholfener Ironie. „Beruhigen Sie sich! Er wird es sich überschlafen.“

Antonie schüttelte heftig den Kopf.

„Sie kennen meinen Mann nicht! Er ist leichtsinnig, aber doch ein Kavaller.“ . . .

Nicolaus Szácsu zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Kavaller? Natürlich ist er ein Kavaller. Sonst hätte ich und auch Sie, meine Gnädige, seine Hand schon längst an der Gurgel gespürt. . . . Aber lassen wir das. Um was handelt es sich?“

„Etwas Fürchterliches . . . Mein Mann hat festsitzend fünfzigtausend Gulden befraudiert, von einem Klienten. Der war bei uns. Ich zittere noch jetzt, wenn ich an den Standbal denke, den er ihm gemacht hat. Er nannte ihn Dieb“ . . .

„Was weiter?“

„Weiter? — Ja, der Mensch drohte — ich habe gehorcht — mit dem Gericht. Wenn er bis

morgen sein Geld nicht hat, dann macht er die Anzeige.“

„Und was sagte Ihr Mann?“

„Nichts sagte er. Er war ja wie ein Toter. Und als der Klient gegangen war, weinte er wie ein Kind, dann nahm er von seinem kleinen Sohn Abschied. Ach, es war fürchterlich . . . und schließlich, schließlich kniete er vor mir nieder, jammerte, daß ich ihn retten sollte. Nur dieses eine Mal . . . sonst müßte er sich eine Kugel durch den Kopf schießen. Durch den Kopf, Nicolaus! Verstehen Sie?“

„Vollkommen. Nur eins ist mir nicht ganz klar. Nämlich, wie Sie ihm helfen könnten?“

Die Frau preßte ihre Hand an die Stirn, als ob sie ihre Gedanken erst mühsam ordnen müßte.

„Deshalb kam ich ja,“ sagte sie dann leise.

„Mein Mann meinte, Sie wären reich, Nicolaus, sehr reich . . . Ist das wahr?“

„Ja.“

„Mein Mann sagte, Sie wären der einzige, an den er sich wenden könnte. Er sendet mich — verstehen Sie?“

„Ich verstehe. Das Geld wird da sein.“

„Wirklich, Nicolaus, wirklich?“

„Ja doch! Ich habe nicht das Recht, diese Bitte abzuschlagen. Um wenigstens Ihnen.“

Das junge Weib senkte, purpurrot werdend, den Kopf.

„Im Moment,“ fuhr der Richter ruhig fort, „habe ich die Summe aber nicht zur Hand. Ich brauche mindestens zwei Tage.“

„Wenn das aber zu spät ist . . .“

„Das kann ich mir nicht denken. Das Geld ist ja sicher. Ich muß nur in meine Heimat fahren, um es von der Sparkasse zu beheben.“

„Abreisen wollen Sie? Mein Gott, ich bin so ängstlich . . .“

Der Richter ward ungeduldig.

„Sie haben keine Ursache dazu. Mein Wort ist gut.“

Er öffnete eine eiserne Kassetten.

„Hier sind tausend Gulden. Außerdem erhalten Sie sofort einen Schuldschein, in dem ich mich verpflichte, an Kasimir Bata bis übermorgen fünftausend zu zahlen. Wenn er den dem Betreffenden — auf seinen Namen bin ich nicht neugierig — zeigt, wird er gewiß warten.“

In schneller Schrift fertigte er den Schein aus.

„So — hier haben Sie. Jetzt habe ich es eilig. In einer halben Stunde geht mein Zug. Gott befohlen, gnädige Frau!“

Als Antonie gegangen war, schrieb Nicolaus Szácsu noch einige Instruktionen für seinen Vertreter und begab sich dann auf den Bahnhof.

Gegen Mittag des dritten Tages war Nicolaus Szácsu schon wieder daheim. Der lange Weg hatte ihn ermüdet. Er fühlte sich so abgespant und trübe, als käme er vom Begräbnis eines lieben Verwandten. Während der Fahrt hatte er alles so jämmerlich und öde gefunden. Auch die Ackerlandschaft mit den schwarzen aufgerissenen Furchen. „Warum bebauen die Menschen das Feld? Lohnt es denn, sich zu plagen für ein so elendes Leben, für ein Leben, das so voll, so voll von Schmutz ist . . .“

Als er die Papiere auf seinem Schreibtisch überflog, fiel ihm ein Wechselprotest in die Augen. Er lächelte ein wenig.

„Ich wußte es,“ brummte er vor sich hin.

Vor drei Monaten hatte er für den Untersuchungsrichter, der ewig in Geldkalamitäten war, gutgestanden. Für dreihundert Gulden. Szácsu hatte von vornherein geahnt, daß der Wechsel an ihm hängen bleiben würde. Es lag ihm nicht viel daran, wie ihm Geldsachen überhaupt herzlich gleichgültig waren. Er brauchte wenig. Ein ordentliches Stück Schmalzbrot mit Knoblauch war noch immer seine heimliche Leibspeise. —

Er dachte eben nach, ob er die fünftausend Gulden persönlich zu Antonie tragen sollte, als der

Untersuchungsrichter, für den er gebürgt hatte, eintrat. Er glaubte, der arme Kerl wollte sich wegen des Wechsels entschuldigen und begrüßte ihn auf das freundlichste.

„Was bringst Du Gutes, Daci?“

„Dem Teufel sein Gutes! Weißt Du noch nichts, Nicolaus? Natürlich nicht! Du kommst ja eben von der Bahn.“

„Ja, was ist denn los?“

„Das Donnerwetter soll dreinschlagen! Ich, ich weiß selber nicht, wo mir der Kopf steht . . .“

Die Verlegenheit stand ihm deutlich auf dem Gesicht geschrieben. Mit schweren Schritten durchmaß er einige Mal das Zimmer. Dann blieb er plötzlich stehen.

„Ich kann nicht anders — ich muß die Wahrheit sagen . . .“

Szácsu fand Gefallen an seiner Verlegenheit. Er dachte immer noch an den Wechsel und ermunterte ihn mit scherzhaftem Pathos:

„Fällt es Dir denn so schwer, die Wahrheit zu sagen, Daci? Das eine Mal . . .“

Der Untersuchungsrichter verzog sein Gesicht.

„Sprich nicht so! Du weißt ja gar nicht, um was es sich handelt.“

„Ja, wenn Du es nicht sagst . . .“

„Nun denn . . . Du hast Recht . . . Also höre: gestern erhielt der Präsident eine anonyme Denunziation . . . Du solltest Strafgeißel befraudiert und Dich geflüchtet haben . . . Verstehst Du?“

„Ob ich verstehe? Ich denke, Du sprichst deutlich genug.“

„Den Präsidenten kennst Du ja. Ein Paragraphenkleber und Bedant. Er ließ Deine Kasse kontrollieren und konstatierte einen Fehlbetrag von tausend Gulden . . .“

„Natürlich ordnete er eine Untersuchung an?“

„Ja.“

„Und Du sollst sie führen?“

„Ja. Denke Dich jetzt in meine Lage.“

Nicolaus Szácsu sah den vor ihm stehenden ironisch lächelnd an. Sein geübter Verstand hatte die Seele der Sache sofort erfaßt. Er sah die ganze Geschichte so deutlich vor sich, als ob sie mit der Kohle auf Karton gezeichnet vor ihm läge. Es war auch sehr einfach . . . Kasimir Bata hatte seinen Schuldschein gezeigt, natürlich als reelle Forderung. So wurde die Grundlage für einen Verdacht geschaffen: zerrüttete Vermögensverhältnisse! Dazu kam seine plötzliche Abreise. Das tatsächliche Fehlen des Geldes tat das übrige. Solche Symptome bringen selbst stärkere Juristen um die ruhige Ueberlegung . . .

Er war über den Verdacht so wenig empört, daß er sich sofort der Komik, die in der Situation lag, bemächtigte. Sein Bauernhumor wollte der kleinen, korruptierten Figur vor ihm, die ihn einer so kleinlichen Niederträchtigkeit für fähig hielt, eine Lektion geben.

„Nun, mein Sohn, da Du mit der Untersuchung betraut bist, setz Dich bitte und nimm ein Protokoll auf.“

Der Untersuchungsrichter protestierte heftig. „Aber ich bitte Dich, ich bin ja nicht als Untersuchungsrichter, sondern als Dein Freund hier.“

„Als mein Freund? Bravo! Dann hast Du sicherlich die fehlenden tausend Gulden mitgebracht.“

Der Untersuchungsrichter gaffte ihn blöb an. „Die tausend Gulden? Von wo denn? Du weißt doch, daß ich nichts habe.“

„Du hast es nicht? Ja, was nützt mir Deine Freundschaft dann?“

„Ich bitte Dich! Ich will Dir ja gern Zeit lassen. Bis morgen früh. Bis zehn Uhr?“

„Ich danke Dir! Das ist was wert . . . bis dahin kann ich ja Meißhaus nehmen. Aber schließlich nützt es doch nichts. Erwischt wird man ja doch. Nicht wahr?“

(Schluß folgt.)

Nachklang.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Tal hinaus.
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand.
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land.
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Eichendorff.

Ein Besuch bei Robespierre. Weniger Revolutionshelden Charakterbild schwankt so in der Geschichte, wie das von Maximilian Robespierre. Die in Deutschland immer noch gangbare reaktionäre Lügen-Legende macht aus ihm einen leibhaftigen Teufel. Auf der anderen Seite ist er von französischen Historikern hin und wieder überschwänglich verherrlicht worden. In Wirklichkeit war er zwar kein Engel, aber erst recht kein Teufel, sondern ein Mensch und nichts weniger als ein schlechter Mensch. Mein menschlich betrachtet, nicht als Staats- sondern als Privatmann in seiner Häuslichkeit gesehen, erscheint der strenge Volkstribun ohne weiteres als eine höchst sympathische Gestalt. Sowie geht selbst aus zeitgenössischen Berichten tödlicher Feinde Robespierres hervor. In den Memoiren von Paul Barras, dem nachmaligen Mitglied des Direktoriums, einem Werke, worin Robespierre im übrigen aufs Erbärmlichste verläumdert wird, findet sich ein höchst interessanter Bericht über einen Besuch bei dem damals (einige Monate vor dem 9. Thermidor) noch allmächtigen Staatsmann. Da erscheint Robespierre zwar nachher als Positiver recht unliebenswürdig, zuvor aber wird er als Privatmann in seiner Häuslichkeit geschildert. Der Gewaltige wohnte als Chambregarnist bei einem Bauhüttenmeister Duplay in der Rue Saint-Honoré: wie Barras sagt, einem ganz armeligen Häuschen. Duplay gehörte zum Jakobinerklub und hatte Robespierre dort kennen gelernt. Er wie seine ganze Familie liebten den berühmten Volksredner mit der größten Hingebung und waren hoch erfreut, ihn als Haus- und Tischgenossen unter sich zu haben. Die Tochter Duplays, Cornélie, sollte, wie wir aus anderer Quelle wissen, Robespierres Frau werden, wenn erst ruhigere Zeiten sein würden. Den Kindern des Hauses erklärte er in seinen Mußestunden den „Emile“ Rousseaus: „wie ein guter Dorfgeistlicher seiner Gemeinde das Evangelium erklärt,“ meint Barras. Zum Dank für seine Güte pflegten ihn die Kinder und Tischlerlehrlinge, wenn er ausging, bis zum Konvent zu begleiten. Um zu Robespierre zu gelangen, mußten Barras und sein Gefährte, der Deputierte Fréron, einen langen Gang durchschreiten, der mit Brettern für die Tischnägel angefüllt war. Dann gelangten sie auf einen kleinen Hof, gleichfalls ringsum mit Brettern bestreut, von wo eine kleine hölzerne Stiege zu Robespierres Zimmer im ersten Stock führte. In dem Hof bemerkten die beiden Besucher Cornélie Duplay, die gerade mit Wäscheaufhängen beschäftigt war. Auf der anderen Seite war Mutter Duplay beim Salatessen. Zwei Männer in Uniform — die Generale Danican und Brune — halfen bei diesen häuslichen Arbeiten. Die beiden Ankömmlinge störten das Jäh durch ihre Frage nach Robespierre. Cornélie wollte ihn erst verweigern; als sie aber Fréron auf die Stiege zugehen sah, lief sie voraus, um den Besuch anzumelden. Die beiden Deputierten traten ein und fanden Robespierre bei der Toilette. Er war gerade mit Frisieren und Pudern fertig geworden und startete die ungebeteren Gäste mit erstaunten Augen an. Sie begrüßten ihn, aber er antwortete nicht, sondern besah sich im Spiegel und schabte den Puder vom Gesicht, wusch sich dann und pustete sich schließlich die Zähne — die beiden Eindringlinge fortgesetzt ignorierend. Barras behauptet sogar, Robespierre habe ihnen einige Male auf die Füße gespußt; aber das ist zweifellos eine von den unzähligen Lügen, die sich in Barras' Memoiren finden. Da Robespierre nach wie vor kein Wort sprach, glaubte Fréron das peinliche

Stillschweigen brechen zu müssen, stellte den Kollegen Barras vor und bat Robespierre, sie beide gegen die „ungerechten Anklagen und abscheulichen Verleumdungen“, womit sie verfolgt würden, in Schutz zu nehmen. Robespierre verharrte im Schweigen und lud auch nicht zum Essen ein. Nun versuchte Barras es mit der Schmeichelei, sie hätten ihn aufgesucht, weil sie seine politischen Grundsätze zu schätzen wüßten. Aber Robespierre sagte kein Wort und verzog noch nicht einmal eine Miene: „eine Marmorstatue oder ein Leichnam“, sagt Barras, „kann nicht unbeweglicher sein.“ Und so zogen denn die beiden Besucher wie die begossenen Pudel ab. Barras sagt nichts, wodurch das Rätsel gelöst würde, warum Robespierre den Besuch so vollständig als Luft behandelte. Er schiebt es auf den angeblichen Hochmut des „Allmächtigen“; aber dieser Hochmut existierte gar nicht; wie Robespierres freundschaftlicher Umgang mit der Handwerkerfamilie unwiderleglich beweist. Barras hat den wahren Grund sehr wohl gekannt, aber er zieht vor, darüber zu schweigen, um sich nicht selber in höchst häßlichem Lichte zu zeigen. Die Lösung des Rätsels ist nämlich die: Robespierre hieß mit gutem Grunde „der Unbestechliche“. Er hatte selber keine Hände und reichte sie nicht denen, die Schmutz an den Händen hatten. Zu den Schmuckstücken der Bergpartei gehörten auch die Abgeordneten Barras und Fréron. Beide hatten während einer Mission in Südfrenkreich auf das Schamloseste gestohlen. Das war Robespierre bekannt, und darum ließ er sie glatt ablaufen, als sie ihn in seiner Wohnung behelligten. Ein paar Monate später fiel der Unbestechliche einer Verschwörung der Korruptierten des Berges, gegen die er gerade hatte vorgehen wollen, zum Opfer. Zu den Hauptmachern des 9. Thermidor aber gehörte der Deputierte Barras; er entwickelte den verzweifeltsten Mut eines mit dem Tode bedrohten: was ihn erwartete, wenn die Sache schief ging, wußte er seit seinem originellsten Besuch bei Robespierre. — dy.

Wohnung und Beschäftigung der Eingeborenen im Bismarck-Archipel. Das gewaltige Inselreich des Bismarck-Archipels und der Salomonsinseln ist durchschnittlich dünn mit Eingeborenen bevölkert. Ihre gesamte Zahl kann man auf etwa 200 000 schätzen. Sie zerfallen überall in kleinere Stämme, deren Kopffzahl in der Regel wenige Hundert nicht übersteigt. Von den die Berge der Gazellehalbinsel bewohnenden Vaining abgesehen, die ein aderbau-treibendes Nomadenvolk sind, haben sämtliche bekannt gewordenen Stämme des Archipels feste Wohnplätze. Die Hütten werden überall aus Holz, Blättern, Gras und anderen Materialien vegetabilischer Herkunft hergestellt. Dagegen werden häufig niedrige Mauern zum Schutz der Anpflanzungen gegen Tiere auf lose aufeinander geschichteten Steinen erbaut. Die Anlage der Ansiedelungen weist in den einzelnen Teilen des Archipels Verschiedenheiten auf. Während auf der Gazellehalbinsel und Neu-Mecklenburg die zerstreute Ansiedelung überwiegt, so daß die einzelnen Gehöfte mehr oder minder weit voneinander entfernt im Wald oder Grasland zerstreut liegen, ist auf dem Hauptteil von Neu-Pommern, den Salomons- und den Admiralitätsinseln, die geschlossene Ansiedelung üblich. In den Admiralitätsinseln bewohnen die Manus genannten Eingeborenen Dörfer, die auf ins Meer hinausragenden Pfahlbauten errichtet sind. Die geräumigen, schön verzierten Häuser der Eingeborenen der Admiralitätsinseln erscheinen wie Paläste neben den elenden kleinen Hütten der Vaining auf der Gazellehalbinsel. Die Schifffahrt ist sämtlichen, die Küsten bewohnenden Eingeborenen bekannt, nicht dagegen den Gebirgsbewohnern. So kennen die Vaining auf der Gazellehalbinsel keine Seefahrt, obwohl die von ihnen bewohnten Berge vielfach an unbewohnte Küstentrecken grenzen und die Vaining häufig genug zum Fischfang ans Meer herabkommen. Als Fahrzeug dient den Küstenbewohnern meist das aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellte Kanu mit oder ohne Ausleger. Doch kommen in Süd-Neu-Mecklenburg auch aus mehreren Stücken zusammengesetzte Boote vor. Während die Kanus der Eingeborenen von Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover in der Größe zwischen solchen schwanken, die nur ein bis zwei Mann fassen und bis zu solchen, die zehn bis zwölf Mann halten können, gibt es bei den Salomon-Inulanern große Kriegskanus für dreißig und mehr Mann. Auch das Segeln mit europäischen Segeln wird jetzt vielfach von den Eingeborenen ausgeübt; doch war dies vor Ankunft der Weißen den melanesischen Eingeborenen des Archipels, mit Ausnahme der Bewohner der Admiralitätsinseln, unbekannt. Die Manus in dieser Inselgruppe besitzen große Segelkanus mit einer Art Plattform und selbstgeflochtenen, sehr sorgfältig gearbeiteten Segeln; sie sind als äußerst kühne Seefahrer bekannt. Ueberall im Archipel wird von den Eingeborenen Ackerbau

getrieben. Die hauptsächlichsten Nutzpflanzen, welche angebaut werden, sind Kolossnüsse, Taro, Yam, Bananen, Getreide, daneben bisweilen Zuckerröhre, Süßkartoffeln, verschiedene Muskatn, Brotfrucht und andere Fruchtbaume. Von manchen Eingeborenen wird auch Tabak gebaut, so von den Vaining auf der Gazellehalbinsel. Für die Taro, usw. Pflanzungen wird in der Regel ein Stück Wüstland gerodet, nach Überntung bleibt das Land eine Zeitlang brach liegen, und eine neue Pflanzung wird auf bisher unbebautem oder einige Zeit nicht benutztem Wüstland angelegt. Die Vaining, die sehr umfangreiche Tarpflanzungen ausführen, verlassen nach Überntung derselben ihre Wohnsitze und schlagen ihre Hütten an einem anderen geeigneten Orte auf, von wo aus sie ringsum den Wusch nieder-schlagen und neue Pflanzungen anlegen. Einige Stämme beschäftigen sich überwiegend mit Fischfang und tauschen Feldfrüchte von anderen Stämmen ein, so die Manus auf den Admiralitätsinseln. Die Jagd spielt im Bismarck-Archipel nur eine untergeordnete Rolle, da, abgesehen von wilden Tauben und anderen Vögeln, die Zahl der jagdbaren Tiere eine äußerst geringe ist. Als Haustiere werden überall Schweine und Hunde gehalten. Daneben gibt es in manchen Gegenden Hühner. In der Nähe von Eingeborenenansiedelungen kommen fast überall wilde (oder verwilderte) Schweine vor. — es.

Die Eibe in der Schweiz. In Deutschland wird bekanntlich die Eibe (der Taxus) immer seltener; im Norden des Reiches zumal ist er dem Aussterben nahe. Man konnte vermuten, daß auch in der Schweiz dieselben Bedingungen, die dem Fortbestand dieser Nadelbaumart entgegenwirken, zu einer Verminderung ihres Bestandes geführt habe. Als daher P. Vogler, der in dem kürzlich erschienenen Jahrbuch d. St. Gallisch. naturforsch. Gesellschaft über die Eibe in der Schweiz eine Abhandlung veröffentlicht, an seine Arbeit heranging, glaubte er einen Nekrolog für diesen interessanten Baum zu schreiben. Allein es zeigte sich im Verlauf seiner Studien doch, daß die Eibe in der Schweiz im großen und ganzen ihr ehemaliges Verbreitungsgebiet behauptet hat, wenn sie auch innerhalb desselben hier und da große Verluste erlitten haben dürfte. Jedenfalls ist die Existenz der Eibe in der Schweiz durchaus nicht gefährdet, im Gegenteil, sie genießt jetzt das Wohlwollen der Förster und Waldbesitzer. Aber selbst wenn die dies wieder verlieren und die Gleichgültigkeit und Raublust der Menschen von neuem gegen sich haben sollte, würde es nicht so leicht geschehen, daß sie gänzlich ausgerottet werden könnte. Sie besitzt hier nämlich Eigenschaften, die ihr in diesem Lande der Hochgebirge sehr nützlich sind. Sie gibt den Steilhängen der Felsen und Schluchten einen festen Halt, so daß sie vor Abrutschen von Erdreich und Steinen gesichert werden. Sie erweist sich überhaupt als lebensfähig; Vogler rühmt auch ihre reichliche Fruchtbildung, obwohl doch ein Nadelbaum, der nur wenig Samenfrüchte enthaltende Ähren trägt, sich darin kaum den Fichten, Tannen und Kiefern vergleichen kann, deren Zapfen so reich an Samenfrüchten sind. Wahrscheinlich ist aber der Fruchtbehang der Eibe in der Schweiz ein recht alter; jedenfalls tragen die Vögel die Samen sehr weit und säen sie so an geeigneten Orten immer von neuem aus. Das schweizerische Mittelland besitzt weniger Eiben, dagegen kommen diese noch ziemlich zahlreich auf dem Mittelland zugeneigten Seiten des Jura und der Alpen vor. Die Eibe gehört zu den Bäumen, die recht viel Kälte ertragen können. In der „Synopsis der mitteleuropäischen Flora“ von Schimper und Graebner steht die Bemerkung, daß die Eibe in den Alpen bis zu einer Höhe von 1100 Meter emporsteigt. Diese Angabe ist aber viel zu niedrig. An der Rhodane zu Stuls und Bellaluna kommen Eiben in 1500 am Schanienbach im Prättigau und am Säntis in 1600, ja am Weißrugi bei Matten (Schyn) sogar in 1700 Meter Meereshöhe vor. Die Eibe kann noch bei einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 2 Grad bei einem Januarmittel von 7 bis 8 Grad und einem Julimittel von 11½ Grad gedeihen. In der Schweiz erscheint die Verbreitung des Taxus auch abhängig von der geologischen Beschaffenheit des Bodens; der Baum bevorzugt offensichtlich Kalkgebiete. Daraus gibt es ja nun in der Schweiz in Menge und wahrscheinlich ist auch das eine Ursache mehr, der Eibe in diesem Lande eine günstige Existenz zu sichern. — st.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!